

## **Brot, Kuchen und Bäckerei**

### **Kai Degenhardt zum 50. Geburtstag**

Von Ingar Solty – erschienen in: Marxistische Blätter 6/2014, S. 25 ff.

„Ohne Not und ohne Grund im Jahre was-weiß-ich geboren hatte ich schon früh den Kalten Krieg und meine Religion verloren.“ So sang der Liedermacher Kai Degenhardt 1999 in seinem Lied „Dekoholic: Von vorgestern nach übermorgen“. Das „was-weiß-ich“, an das er sich nicht zu erinnern vorgab, war tatsächlich heute vor 50 Jahren. An diesem Tag wurde Kai als drittes und jüngstes Kind von Margret Roth und Franz Josef Degenhardt geboren – zu einer Zeit also, als sein Vater im bürgerlichen Feuilleton noch als „Deutschlands Chansonnier Nr. 1“ abgefeiert und nicht – nach seinem SPD-Parteiausschluß 1971 und DKP-Beitritt 1978 politisch unliebsam geworden – als „DKP-Barde“ verunglimpft wurde.

Die Degenhardt-Familie lebte zu dieser Zeit noch in Saarbrücken. Sein Vater war auf dem Weg zum Universitätsprofessor in der Rechtswissenschaft Schallplatte „Zwischen Null Uhr Null und Mitternacht“ veröffentlicht. Ein Jahr nach Kais Geburt wurde er mit „Spiel nicht mit den Schmuttelkindern“ im deutschsprachigen Raum zum Star und – wie auch seine heute teilweise bekannteren Kollegen auf den Festivals der Burg Waldeck neidlos anerkannten – begabtesten Vertreter des „zeitkritischen Liedes“.

1968 brach der mittlerweile zum Kommunisten und Revolutionär gewendete Degenhardt seine Wissenschaftskarriere ab, um als Gratis-Rechtsanwalt für die außerparlamentarische Opposition tätig zu werden, die gerade von einer Prozesswelle überrollt wurde. Im bürgerlichen Blätterwald, wo man sich Aufopferung für eine überindividuelle Sache nur noch schwer vorstellen konnte, sorgte das für ordentliches Rascheln.

Für Kai bedeutete das zum Jahreswechsel 1968/1969 die Übersiedelung nach Hamburg, wo sein Vater im Stadtteil Elmsbüttel zusammen mit Kurt Groenewold und Wolf Dieter Reinhardt eine und hatte im Vorjahr zugleich seine erste

Linksanwaltskanzlei gründete und sich die Familie im Speckgürtel der Hansestadt in Quickborn ansiedelte. Hier wuchs Kai in den 1970er und frühen 1980er Jahren auf: In Zeiten, als elitäre BWLer und Reaktionäre noch Angst haben mußten, von der sozialistisch geneigten und organisierten Schülerschaft eins auf die Zwölf zu bekommen – und natürlich auch bei den Mädels komplett durchfielen. Es war die Zeit des Punkrocks, der Autonomen und von Gruppen wie der SDAJ – ein Umfeld, in dem Kai ordentlich mitmischte.

Sowohl Kai auch als sein älterer Bruder Jan traten in die politisch-beruflichen Fußstapfen des Vaters. Beide wurden Rechtsanwälte und etablierten sich als Liedermacher. So veröffentlichte Jan Degenhardt seit Ende der 1990er Jahre drei Alben: „Aufbruch“ (1999), „Stimmen hinter dem Spiegel“ (2004) und „Schamlos“ (2011). Die Nähe zum Vater war bei Kai Degenhardt allerdings am stärksten ausgeprägt. Schon während seines Studiums der Rechtswissenschaft in Hamburg fing er auch musikalisch in enger Verbindung mit dem Vater an zu arbeiten. Mit Anfang 20 begann Kai, seinen Vater auf dessen Touren zu begleiten und setzte diese Tätigkeit über einen Zeitraum von fast 20 Jahren bis zum Schluß fort.

Für den Sound des späten Degenhardts war Kai als Musiker und Arrangeur seit „Da müssen wir durch“ von 1987 maßgeblich prägend. Auch weil seine Handfertigkeit im Umgang mit der Klampfe durch intensive Auseinandersetzung mit dem Instrument – angefangen in diversen Punk- und Rockkapellen während der Schulzeit – zweifellos weitergehend war als die seines Vaters, fügte er nun

Leadgitarre-Klangfarben zu den Liedern des Karratsch hinzu, die es bis dahin nicht gegeben hatte. Ab „Quantensprung“ von 2002, Degenhardts Abrechnung mit dem rotgrünen Neoliberalismus und dem aufsteigenden „neuen Imperialismus“, produzierte Kai auch zusammen mit einem guten Freund, dem Liedermacher Goetz Steeger, die Alben seines Vaters.

Als „Linksanwalt“ wurde Kai im Gegensatz zu seinem Vater oder älteren Bruder allerdings nie tätig. Seine Zuneigung zur Juristerei hielt sich in Grenzen. Stattdessen etablierte er sich zunehmend als Solo-Liedermacher. Seine Solokarriere begann er als junger Mann in den frühen Dreißigern mit seinem ersten Album „Brot und Kuchen“ von 1997.

Zugleich ging er in dieser Zeit musikalisch seinen eigenen Weg. Seinen Liedern hört man das auch an. Im Gegensatz zum starken französischen Chanson-Einschlag im Werk seines Vaters, kommt Degenhardts Sound viel angelsächsischer daher: Eine Klangästhetik irgendwo zwischen dem eher im Punkrock wurzelnden Singer-Songwriter-Stil des britischen Sozialisten Billy Bragg einerseits und andererseits dem Talking Blues und elektronisch verstärkten Folksound von Bob Dylan während seines – die Traditionalisten provozierenden – Auftritts auf dem Newport Folk-Festival 1966 in New York. Tatsächlich geht Dylans Einfluß soweit, daß Degenhardts Globalisierungsverhältnisse-Kracher „Die Tötung“ (der fürs politische Lied das ist, was Lukas Moodyssons „Mammoth“ oder Ken Loachs „It’s a Free World...“ für den Film sind) eine Anspielung auf Dylans „The Lonesome Death of Hattie Carroll“ ist. Zugleich bezieht sich Degenhardt immer wieder auch auf Hanns Eisler und Rio Reiser. Und natürlich hamburgert und „diggert“ er anstatt wie sein Vater westfälisch sonor zu näseln. Degenhardt selbst sprach in Bezug auf seinen Stil früher einmal von „Anti-Pop“; heute sieht er sich als „Singer/Songwriter“.

Zugleich ist der Einfluß des Vaters nicht von der Hand zu verweisen. Insgesamt persönlicher in seinen Texten als Franz Josef Degenhardt, teilt er mit ihm zunächst einmal den klaren politischen Gehalt seiner Texte – und die Fähigkeit, zwar stets „agitpropper“ (Dieter Süverkrüp) auszusehen, aber niemals zum schlichten Agitprop zu geraten. Freilich hat auch dieser als Kampflied seine Berechtigung, gerade dann, wenn er z.B. so provozierend daherkommt wie einst bei der „Münchener Songgruppe“ oder heute beim marxistischen Politrapper Holger Burner. Jedoch ist Kai Degenhardt die Kompetenz eigen, seine politische Botschaft in eine immens bildhafte Sprache und Alltagsgeschichten zu kleiden, die sich durch ein hohes Maß an sozialtypischer Beobachtungsgenauigkeit und eindrückliche Schilderungsplastizität auszeichnen. Zu Degenhardts besonderen positiven Eigenschaften gehört dabei, daß er künstlerischen und intellektuellen Anspruch und eine Wort(spiel)kunst mit erheblichem lyrischem Gehalt zu verbinden mag, ohne sich dabei intellektueller Prätentiosität oder verschlüsselnder Unnahbarkeit schuldig zu machen. Im Gegenteil, die Kombination aus Alltagsdiskursnähe und zugleich hoher Dichte und „fuzziness“ seiner Sprache ermöglicht es, daß viele und immer wieder neue Wege zu seinen Liedern führen. Sie funktionieren weitgehend auch, solange sich die vielen Querverweise noch nicht erschließen. Und während die Sprachlastigkeit seiner Lieder beiläufiges Hinhören verbietet und Konzentration einfordert – Degenhardt ist keine Koch- oder Freitagabendausgehvorbereitungsmusik –, so wird die Erschließungszeit, die man zweifellos erübrigen muß, durch den ansprechenden Humor und Degenhardts Gewitztheit zu einer kurzweiligen Operation mit langer Weile. Wer sich also die Mühe macht, genau hinzuhören und Degenhardts Alben auf sich wirken zu lassen, wird mit großer Kunst belohnt – und einem äußerst humorvollen Singer/Songwriter zwischen Selbstironie und politischer Provokation.

Zweifellos ist bei aller musikalischen Differenzen zwischen Franz Josef und Kai Degenhardt der lyrisch-ästhetische Einfluß nicht von der Hand zu weisen. Dies gilt sowohl für die Geschichten mit groteskem Gehalt, darunter irrwitzige cineastische Überlänglieder wie „Platzverweis“ und „Nach der Sperre“, die auf ihre Weise an frühe Franz-Josef-Degenhardt-Lieder wie „Armer Jonas“ erinnern, als

auch für die politischen Schmählieder wie „Der Silberfisch“ oder die „Ballade von Bernie Strauss“, die sich nicht vor Degenhardts „Wenn der Senator erzählt“, „Bodo genannt der Rote“ oder „Wildledermantelmann“ zu verstecken brauchen. Zugleich sind, wie gesagt, Kai Degenhardts Texte wie „Über den Mond“ im Gegensatz zu denen seines Vaters oft deutlich persönlicher flektiert, beinhaltet sein Werk entwaffnende Liebeslieder wie „Tage im Mai“ und kommen immer wieder mit Selbstironie daher, allerdings ohne in postmoderne Beliebigkeit oder klischee-riefendes Nabelschau-„Egogefasel“ abzurutschen. In ihnen lernt man Kai auch als Mensch kennen: Seine Anspielungen reichen vom Fußball/Sport, wenn Kai mal „sein bestes Tennis zeigt“ oder erst „Herbstmeister, dann aber durchgereicht“ wird, Kuranyi-Bärte geißelt oder ein „Spiel liest“ und „sieben Tore gegen Uruguay“ schießt, über die breite Politik- und Popmusikgeschichte irgendwo zwischen regelmäßig zitierter Hamburger Schule und Marburger Schule sowie Literatur von Lenin bis Marcel Proust.

Dazu kommt immer wieder das politische Bewußtsein, der Kommentar zu den Zeitläuften, die kommunistisch-politische Botschaft jenseits der schlichten (Tages-)Parole. „Brot und Kuchen“ ist schon eine Anspielung auf „Brot und Rosen“, jene berühmte Forderung aus dem Streik von 20.000 Textilarbeiterinnen in Lawrence im US-Bundesstaat Massachusetts im Jahre 1912; mit dem Sonntagnachmittage bei Oma evozierenden Süßgebäck bringt Degenhardt diese Tradition in ein Spannungsverhältnis und verweist auf die neue Sehnsucht der entpolitisierten „Generation Maybe“ nach 50er-Jahre-Stabilität im neoliberalen Prekarisierungskapitalismus, in dem man draußen nix mehr planen und kontrollieren kann, und sich darum auf den Weg der Innerlichkeit in die eigenen vier Wände begibt, deren familiäre Abschirmungsgemütlichkeit man scheinbar noch unter Kontrolle hat.

Zugleich erinnert Kai mit dem Slogan „Brot und Kuchen“ und darüber hinaus auch immer wieder an die Vergänglichkeit der roten Sehnsucht, die er als Kommunist immer noch hegt. In „A Bright Room Called Day“, dem ersten großen Stück des sozialistischen US-Gegenwartsdramatikers Tony Kushner über eine kleine Gruppe von Intellektuellen, KPD-Aktivistinnen und Künstlern am Vorabend des deutschen Faschismus heißt es an einer Stelle: „Was ist das wirklich Schöne an dieser Epoche? Wie die Reichen lebten? Nein. Wie die Armen lebten? Nein. Unendlich schön sind die Träume der Linken. Das Vorstellen einer besseren Welt, die Verdammung des Bestehenden. Dieser Glaube, dieser leuchtende Zorn, dies allein verdient es, menschlich genannt zu werden.“ Gegen die Vergänglichkeit der Erinnerung dieser roten Träume und der Kämpfe der revolutionären Linken singen Kais Lieder an: Er verwandelte das Spanische Bürgerkriegslied „Ay Carmela“ in eine groovenden Tanzhit und versah ihn mit einem an die aktuelle Lage angepassten Text, er erinnerte in „1476“, seiner Antwort auf „Ballade von Joss Fritz“ von seinem Vater, an eine weitgehend vergessene frühe Episode der Emanzipationskämpfe der feudal ausgebeuteten Bauern, die sich mit dem Aufstand um das „Pfeiferhänschen“ Hans Böhm ein halbes Jahrhundert vor den Deutschen Bauernkriegen ereignete; und in „Herbst 1918“ rief er den Kieler Matrosenaufstand lebhaft ins Gedächtnis.

Zu Degenhardts markanten Eigenschaften gehört dabei, dass er seine Kunst theoretisch und politisch zu reflektieren weiß. Es gibt heute zweifellos weit und breit keinen Liedermacher, der sich über die eigene Stellung in der Geschichte des politischen Liedes von den Deutschen Bauernkriegen bis zur Gegenwart so bewußt ist wie Kai Degenhardt. Auch werden die wenigsten Künstlerinnen und Künstler sich so intensiv mit den dramatischen Veränderungen in der politischen Ökonomie der Musik- und Kulturindustrie von heute auseinandergesetzt haben wie er. Das hängt damit zusammen, daß Kai mehr als sein Vater seine politisch-ästhetischen Reflexionen auch in zahlreichen Aufsätzen zu Papier gebracht und zur Diskussion gestellt hat. Seine Aufsätze über die Geschichte des politischen Liedes sind – auch wenn sie für den Geschmack von Gramscianern vielleicht teilweise ein zu düsteres Bild der Gegenwart zeichnen – zweifellos äußerst erhellend. Seine Gedanken hat er dabei immer wieder auch auf Vorträgen der Öffentlichkeit zur Diskussion gestellt – u.a. auf der Burg Waldeck, wo

die Karriere seines Vaters im Umfeld der linken Jugendbewegung und Ostermarschliedermacher vor 50 Jahren einmal ihren Ausgang genommen hat. Überhaupt ist Degenhardts Musik von der Politik kaum zu trennen, wenn er als Liedermacher auf politischen Veranstaltungen wie Benefiz-Konzerten für den in den USA inhaftierten afroamerikanischen Politaktivisten Mumia Abu-Jamal oder dem UZ-Pressefest der DKP, seiner politischen Heimat, auftritt. Auch auf marxistischen Wissenschaftskonferenzen bestritt er schon das Kulturprogramm, so z.B. bei den internationalen Editions-konferenzen des Historisch-kritischen Wörterbuches des Marxismus, wo Kai und der Verfasser sich 2007 kennenlernten und anfreundeten.

Insgesamt umfasst Degenhardts bisheriges Werk fünf Soloalben, die regelmäßig mit Prädikaten wie „künstlerisch herausragend“ versehen werden und beim Preis der deutschen Schallplattenkritik und der Liederbestenliste ganz oben landen. Veröffentlicht tut er sie auf seinem eigenen Label mit dem brillanten und Kais besonderen Humor kennzeichnenden Namen „Plattenbau“; dieses beherbergt auch befreundete politische Künstler wie die „Gruppe Gutzeit“, Bernd Köhler und den erwähnten Goetz Steeger.

Nach „Brot und Kuchen“ veröffentlichte Degenhardt 1999 sein zweites Album „Dekoholic“. Dieses reüssierte noch im Soundgewand der Debüt-LP. 2002 folgte dann Degenhardts bislang vielleicht eingängigstes Album „Briefe aus der Ebene“, auf dem einige seiner schönsten Lieder versammelt sind: Hier war eine Schallplatte mit einem ganz neuen Sound und Klangfarben – beschwingt und weit opulenter instrumentiert als die beiden Vorgänger, mit einer Gitarre mal elektronisch verstärkt und rockig durchgeschlagen, mal harmonisch komplex arrangiert und akustisch gezupft wie Orpheus’ Lyra, mit einem mal jähzig tänzelnden und mal treibend zum Tanz aufspielenden Schlagzeug, mit einer mal sehnsüchtig in die Ferne tremolo-ierenden, mal südstaatlich-cajunisierenden Violine, mit einem französisches savoir-vivre atmenden Akkordeon und einer gleichsam Wärme ausstrahlenden Melodica, mit dem satten Sound einer fast Doors’schen Hammond-Orgel und mit die Grenzen der traditionellen Rockmusik überschreitendem Experimentellem von Gitarren-Loops und Hip-Hop-Samples bis, ja bis sogar Call-and-Response-Soul-Backgroundsängerinnen, die klangästhetisch zunächst nach Südstaaten-Schwarzenkirchen-Hallelujahs klingen, deren Worte sich bei genauerem Hinhören jedoch als Drohungen gerichtet an die „Sonnenbrillen-Gringos“ der Bourgeoisie entpuppen! Drohungen, die dabei Shakespeares Hexen gegenüber Macbeth kaum nachstehen, insofern sie der transnationalisierten Bourgeoisie die Grundlage ihrer Macht zu entreißen trachten. So heißt es in „Southern Comfort (Euer Eigentum)“: „Kein Gott im Himmel, auch keiner auf Erden,/ Nicht einmal Armageddon,/ Also was soll schon werden?/ Mit den traurigen Spenden, den paar Medikamenten/ ist die Not nicht zu wenden/ von Hanoi bis nach Tijuana,/ Uruguay bis Botswana/ gibt’s nur eine Maßnahme,/ Und darum ist’s uns zu tun:/ Euer Eigentum“.

Diese Botschaft war zu dieser Zeit – auf dem Höhepunkt der neoliberalen Hegemonie – noch eine Provokation. Noch zeichnete sich längst nicht ab, was heute offenkundig ist, nämlich daß selbst noch das kleinste sozialdemokratische Reförmchen zugunsten der Lohnabhängigen schnell an die Grenzen des Privateigentums stößt. Degenhardt jedenfalls stand mit seiner Drohung allein auf weiter Flur. Noch 2007 hieß es bekanntlich im ersten Satz der „Programmatischen Eckpunkte“ der neugegründeten LINKEN „Deutschland ist ein reiches Land“ – ergo es gibt viel (keynesianisch) zu verteilen. Dem Marxisten Degenhardt ging es jedoch nicht um Besteuerung, sondern um Formen der Vergesellschaftung, die erst im Zuge der globalen Krise Eingang ins erste Parteiprogramm der neuen politischen Formation in Deutschland fanden, die Degenhardt als Kommunist von links kritisch-solidarisch beäugt. Im ebenfalls auf „Briefe aus der Ebene“ veröffentlichten Lied „ „Bevor wir verteilen“ kam er dabei auf „Brot und Kuchen“ zurück, allerdings diesmal nicht in Bezug auf das Verblühen der Sozialismustradition, sondern gegenteilig und offensiv mit implizitem Verweis auf den legendären Berliner Yorckstraßen-Spruch: „Wir wollen nicht ein Stück vom Kuchen, wir wollen die

ganze Bäckerei!“ So betonte Degenhardt hier: „Richter und Haushaltsexperten,/ Habt Gnade und Obacht auf die ganz besonderen Härten,/ Und denkt dran, wenn ihr die Stütze kürzt,/ Bevor wir verteilen, wird der Kuchen gestürzt.“

Das war „radikal wie die Wirklichkeit“ schon zwei Jahre vor Agenda 2010 und Hartz IV; und dem Urheber dieser berühmten Formulierung ließ Degenhardt seine Liedprotagonistin eine Nachricht zu kommen: Den „Letter to Lenin“. Kein Wunder, daß angesichts dieses großen politisch-ästhetischen Wurfes Hannes Loh, ehemals UJ der Lüdenscheider-Iserlohner Rapveteranencombo Anarchist Academy, in seiner begeisterten Rezension für die „Intro“ empfahl, diese Platte solle Soundtrack der neuen Antikriegsbewegung gegen den seinerzeit drohenden Irakkrieg werden.

2008 verfolgte Degenhardt mit seinem vierten Album noch größere Ambitionen. Mit „Weiter draußen“ erschien nichts weniger als ein Konzeptalbum zum Neoliberalismus, in dem Degenhardt in einer Art soziologischem Negativpanorama die zeitgenössischen Sozialtypen reflektiert – und den Verbrechern der Zeit den Spiegel vorhält. Auf „Weiter draußen“ tauchen die neuen abstrakten Sozialtypen der Nach-Agenda-2010-Gegenwart auf und erscheinen zugleich als konkrete Menschen mit ihren je ganz eigenen Marotten: Leiharbeiter, Flüchtlinge der neoliberalen Weltwirtschaftsordnung und Folgekriege, ein Beamter einer Abschiebungsbehörde, Boulevard-Fernsehmoderatoren, ratlose aus dem Fordismus gefallene Industriearbeiter und Gewerkschafter, entfremdete neue IT-Arbeiter und – in Kais Aktualisierung der „Ballade von den Weißmachern“ seines Vaters – jener Typ angepasster Bachelor-Student, der, anstatt sich kollektiv zu wehren, sich immer mehr im Hamsterrad abstrampelt, weil er hofft, auch ohne Gewerkschaft und Klassenkampf und allein durch Ellenbogengebrauch doch irgendwie noch durchzurutschen und aufzusteigen – oder wenigstens den gewohnten Lebensstandard der Eltern zu halten. Die Gesellschaftlichkeit dieser Menschen, ihre wechselseitige Abhängigkeit wird dabei kunstvoll durch die ständige Wiederkehr von verschiedenen Motiven (zum Beispiel dem Lottospiel) in den einzelnen Liedern unterstrichen. Zugleich verfolgt Degenhardt im letzten Stück des Albums, dem epischen „Möge die Macht“, sein großes bisheriges Lebensthema weiter: Das Ankommen von Teilen der 1968er-Bewegungen als Rotgrüne im Kapitalismus. Die Kooptation und Einschreibung dieses Milieus in den Neoliberalismus hatte Degenhardt schon auf „Brot und Kuchen“ frühdiagnostiziert („Es kam wie es kam“). Degenhardts Gespür für diesen Prozeß ist dabei darauf zurückzuführen, daß er die schleichende Anpassung dieser gescheiterten Revolutionäre an die herrschenden Machtverhältnisse seit den 1980er Jahren – als Marktsozialdemokratie oder „konsumentensouveräne“, liberale Grünbourgeoisie – in seinem nächsten Umfeld Familie, Schule, Hochschule etc. kritisch beobachten konnte.

Am 14. November 2011 starb Kais Vater. Die gemeinsamen Auftritte hatten Kai und Franz Josef Degenhardt schon 2006 eingestellt, als sich der Gesundheitszustand seines Vaters zunehmend verschlechterte. Ein Jahr nach dem erschütternden Tod von Väterchen Franz kurz vor den geplanten Feierlichkeiten zu dessen 80. Geburtstag und ein Jahr nach dem großen Degenhardt-Gedenkkonzert in Brechts Berliner Ensemble erschien Kais bislang letztes Album: „Näher als sie scheinen“. Auf diesem Album hat Degenhardt den auf „Weiter draußen“ eingeschlagenen Weg fortgesetzt. Dies gilt auch für das Stilmittel der soziologischen Parlendo-Miniaturen und die eingespeisten Samples und Alltagsgeräusche. Da wird schon mal ein Katzenmiauen abgelöst von einem im Talking-Blues-Stil absolvierten Parforceritt durch die marxistische Faschismustheorie. Auch wenn das Album in Klangfarbe und Wort recht *mellow* ausgefallen ist für eine Zeit wiederaufgeflackerter Klassenkämpfe von New York bis Montreal, von Santiago de Chile bis Lagos, von Tunis bis Kairo und von Madrid bis Athen, so operiert Kai Degenhardt hier weiter auf hohem Niveau. Und als Pendant zu „Möge die Macht“ schließt er nun mit dem epischen „Unwetter in Blau“: der Enteignung eines Trader-„Leistungsträgers“ auf dem Wege des Burnouts und der Zwangsversteigerung seiner größeren Geltungskonsum-Habseligkeiten an eine Runde von hippen und stilbewußten Aaseiern. Erzählt wird

die Geschichte in einer Degenhardt-Familien-Paradedisziplin: der bloßstellenden Imitation, die Kai Degenhardts Vater von „Befragung eines Kriegsdienstverweigerers“ über „Arbeitslosigkeit“ bis „Drumherumgerede“ so gekonnt gepflegt hat.

Seit Kurzem tourt Kai auch mit Rolf Becker und einem Franz-Josef-Degenhardt-Lied-und-Belletristik-Programm durchs Land. Auch schreibt er weiterhin politisch-ästhetische Texte. Diese finden sich allerdings nicht in der akademischen Zeitschrifteneinöde der saft- und kraftlos gewordenen Cultural Studies, sondern sind in Publikationen wie *konkret*, der *UZ*, den *Marxistischen Blättern*, der *jungen Welt* oder der *Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung* zu finden. Und ja, ein neues Album ist auch in Arbeit!